



Möge Nietzsche, der sich über Goethes berühmteste Zeile lustig machte^[1], im endgültigen Jenseits von Gut und Böse weghören – ich muss sie nämlich in der vorliegenden Sache aussprechen: **Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust**. Es geht um Sprache, und um etwas mehr.

Politik der Zeichen

Eigenzitat ist zwar zum Fremdschämen, aber bei so viel Seele sei es einmal erlaubt: Es war vor fast genau 25 Jahren; für die **Stimme**, die dem Schwerpunkt „Antidiskriminierungspolitik“ (Nr. 20) gewidmet war, verfasste ich einen Text mit dem Titel „Political Correctness, Personal Computer und andere Sprachspiele“. Ich ergriff darin Partei für PC, und damit meine ich nicht den Personal Computer. Der Text rief damals bei vielen Freund*innen mildes Lächeln und Kopfschütteln hervor.

PC und Identitätspolitik

In all den Jahren waren wir in der **Stimme** (und als *Initiative Minderheiten*) politisch korrekt, in einer Zeit, in der PC tatsächlich noch als Abkürzung des Rechners verstanden wurde und es das Unwort „gendern“ noch nicht gab. Die Anstrengungen

der Minderheiten gegen die eigene Diskriminierung, welche auch in der Sprache stattfanden – wir versuchten, diese Anstrengungen sichtbar zu machen und nahmen selbst daran teil. Diskriminierte Gruppen mit den Eigenbezeichnungen anzusprechen, war zunächst eine Frage des Respekts: *Schwarze, MigrantInnen,*

Lesben und Schwule, Roma und Sinti oder *Behinderte* waren in den 1990er Jahren Alternativen zu jenen verletzenden Substantiven, mit denen Angehörige dieser Gruppen in der langen Geschichte ihrer Diskriminierung diffamiert worden waren. Keine Frage, Sprache mit all ihren (nicht nur beschreibenden, sondern

auch die Realität mitgestaltenden: *performativen*) Bildern und mächtigen Klischees war und ist ein wichtiger Schauplatz auch der sozialen Kämpfe.

Wir sind, so glaube ich, bis heute politisch korrekt geblieben. Auch ich ersetzte inzwischen das Binnen-I durch den Unterstrich und diesen dann durch den Stern. Ich glaube, dass es noch immer viel Platz für Gerechtigkeit gibt zwischen den Buchstaben. Das also ist die eine Seele von mir. Die erste.

Eine tragische Formulierung ließ mich indes damals aufhorchen. Am 5. Februar 1995 explodierte in Oberwart eine Bombe und tötete vier Männer, die ein Schild mit der Inschrift „Roma zurück nach Indien“ vor ihrer Siedlung entfernen wollten. Der Täter hatte nicht das Z-Wort auf das Schild geschrieben, sondern die Eigenbezeichnung der Gruppe: Roma. Er hatte zudem die These übernommen, die vor allem von Roma selbst vertreten wird, dass sie nämlich aus Indien stammten. Kurz, das todbringende Schild war, sprachlich betrachtet, politisch korrekt. Da fiel es mir wohl das erste Mal so frappierend auf, dass PC auch für gegenteilige Zwecke instrumentalisiert werden kann.

Wir waren ohnehin nicht unkritisch einem Geist gegenüber, der schon lange „Identitätspolitik“^[2] genannt wird. Dass nämlich ein Flügel der sozialen Bewegungen die partikularen Bedürfnisse und Interessen, die Ermächtigung und gesellschaftliche Anerkennung der eigenen Gruppe ins Zentrum politischer Kämpfe setzt und sich weniger um allgemeingül-

tige, universelle Ziele und „Werte“ wie Menschenrechte, Gleichheit oder Solidarität kümmert. Diesem Thema haben wir Veranstaltungen und Hefte gewidmet und darin, bei allem bedingungslosen Engagement für Minderheiten, auch eine kritische Position vertreten – was uns von Seiten mancher minoritären Gruppe Ablehnung eingebracht hat.

Meine zweite Seele

Jahre vergingen. Es zogen *Queer Theory*, *Postcolonial Studies*, *Critical Whiteness* und andere akademische Orientierungen ins Land. Der Jargon änderte sich. Die Eigennamen der Gruppen auch. In einem Atemzug von „Lesben und Schwulen“ zu reden, galt nun nicht nur als mangelhaft, sondern auch schändlich, da nicht-binäre Genderbezeichnungen dadurch unsichtbar gemacht wurden. Zu *People of Color* zählte man neben Angehörigen der Black Community jetzt etwa auch muslimische Frauen, nicht aber Jüdinnen und Juden. *Trigger-Warnung* ersetzte die Ideologiekritik; Tilgung und Tausch von Wörtern in Druckwerken die historische Kontextualisierung. Das Wort „Identitätspolitik“ verwandelte sich selbst und wurde zum Namen der Weltansicht von alten weißen Männern. Eine Strategie des Boykottierens, Absagens und Verbotens kam auf, welche unter der (nicht minder dämlichen) Fremdbezeichnung *Cancel Culture* derzeit die politische Bühne mitgestaltet und dabei jeden*/jede* gern auch der *kulturellen Aneignung* bezichtigt.

Ich weiß nicht, ob ich diese Fortführung der Korrektheit mit identitären

Mitteln genauso überzeugt praktizieren kann wie das, was ich bisher unter Political Correctness verstanden habe. Gewiss, man könnte das Argument in Stellung bringen, ich sei inzwischen älter geworden, somit konservativer. Und die Gesellschaft ändere sich und mit ihr die Sprache usf. Was sich gegen diese Neukonstellation der „widerständigen Politik“ in mir sträubt, geht allerdings auf eine alte Skepsis zurück, die nun, ebenso wie ihr Gegenstand, deutlichere Konturen angenommen hat: das Gesetz der Gruppe, die Macht der kollektiven Identität, der Wettbewerb des Opferstatus, das Dogma und die Doktrin.

Nämliche Skepsis und Angst sind Folgen meiner Biografie, die in den 1970er Jahren in und durch Umgang mit vulgärmarxistischen und sanktionsbereiten linken Gruppen mitgeformt wurde. Ich lernte als sehr junger Mensch den verbalradikalen Neusprech kennen und den Ausschluss aufgrund der Abweichung. Ich erkannte, wie sich Gruppenzwang und Kollektivprimat anfühlen, und begriff nach und nach, dass es nicht die Revolution ist, die ihre Kinder frisst, sondern umgekehrt: Die Kinder fressen ihre Revolution.

Das ist die zweite Seele in meiner Brust. Auch das ist Erfahrung, die zählen muss, und nicht nur ein Leben in diskriminierenden Strukturen (welche ich übrigens als Migrant ebenfalls am eigenen Leib erleben durfte). Hinzu kommt noch die bittere Erkenntnis, dass ich zum „Täter“ wurde – insofern, als ich den Weg für die heutige *identitäre Linke*^[3] unwissentlich mitbereitet habe.

Die Geister, die meine erste Seele gerufen hat, drängen heute meine zweite zur gegnerischen Seite auf jenem Kriegsschauplatz, der Sprache heißt. Ich habe aber nicht vor, mich dorthin zu begeben, und die einzige Möglichkeit, sich nicht zur Macht drängen zu lassen, erblicke ich in dem Versuch, diese Zwänge zu verstehen und das Verstandene warnend zu teilen.

^[1] „Ein Deutscher, der sich erdreisten wollte, zu behaupten ‚zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust‘ würde sich an der Wahrheit arg vergreifen, richtiger, hinter der Wahrheit um viele Seelen zurückbleiben“ (Friedrich Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*, Achstes Hauptstück, §244, Köln 1994: 177).

^[2] Da diese Politik auch einen gesellschaftskritischen Aspekt besitzt, verwende ich lieber den Begriff idiotopische Kritik (vgl. Hakan Gürses: *Die größten Kritiker der Elche sind heute welche*. Oder: Ist eine „atopische Kritik“ möglich? 2008. Online unter: <https://transversal.at/transversal/0808/gurses/de?hl=hakan%20g%C3%BCrses> [Stand: 04.03.2021]).

^[3] Vgl. Caroline Fourest: *Generation Beleidigt. Von der Sprachpolizei zur Gedankenpolizei. Über den wachsenden Einfluss linker Identitärer*. Berlin 2020.



Das Spiel der Bezeichnung

Was sich heute auf Seiten der Macht und des partikularen Widerstands tut, ist eine Politik, die alle symbolischen Felder umkämpft. Eine solche „immaterielle“ Politik scheint andere, „materiell“ zu nennende Quellen des Politischen (Produktions- und Reproduktionsverhältnisse, Umverteilung, Eigentum etc.) zu überlagern. Wieder einmal steht das Kulturelle scheinbar dem Sozialen entgegen, wobei sich das Soziale – wie es seinerzeit Bourdieu und heute Reckwitz^[4] gezeigt haben – mittlerweile vornehmlich über das Kulturelle artikuliert. Ich möchte diese seit den 1990er Jahren immer stärker werdende Tendenz und deren strategische Gestalt „Politik der Zeichen“ nennen.

Dieser Politik geht es eben um Zeichen – in beiderlei Sinne des Wortes. Zunächst um sprachliche, kulturelle, attitudische oder bildhafte Zeichen, kurz: um das Spiel der *Bezeichnung*. Paradoxerweise wurde aber darin *Bedeutung von Hinweis* nahezu gänzlich verdrängt. Nicht das Gesagte (der „Inhalt“) steht im Zentrum, sondern das sprechende Subjekt. Die Frage „Wer spricht?“ lässt die Frage „Was wird gesagt?“ gar nicht erst aufkommen. Umgekehrt spielt das Gesagte die Rolle eines Zeichens, indem es unmittelbar zum (Gruppen-)Subjekt zurückführt: Dieses kann nur ein X oder ein Y gesagt haben, das Gesagte

ist also ein Zeichen: für einen weißen Cis-Diskurs, für ein Narrativ alter weißer Männer, für das Framing durch privilegierte Weiße usf. Insofern ist diese Politik doktrinär und ihre Sprache jargonhaft.

Der zweite Aspekt der Politik der Zeichen besteht darin, *Zeichen zu setzen*. Alles, was gesagt oder getan wird, ist vor allem ein politisches Symbol: dass nämlich das Gesagte oder Getane die Funktion hat, auf eine *Haltung* hinzuweisen. Wir tun zwar nicht wirklich etwas, sondern setzen ein Zeichen; tun folglich so, als ob ... Darum ist das Resultat der Politik der Zeichen stets ein mittelbares und selbstbezügliches. Sie bewirkt zwar längerfristig Veränderungen, aber diese finden vor allem selbst im Reich der Zeichen statt: Zeichen setzen, die Zeichen setzen. Um ein trauriges (und keineswegs zynisch gemeintes) Beispiel zu geben: Die Proteste gegen die Ermordung von George Floyd durch Polizeigewalt im Mai 2020 führten mancherorts ausschließlich dazu, Denkmäler zu zerstören und eine Diskussion über die postkoloniale Zeichensetzung im öffentlichen Raum anzufachen.

Diese Politik steht in einem Wechselspiel mit dem Dreieck „Verweigerung-Empörung-Verzicht“.^[5] Sie nimmt es in Kauf, auf Wörter und Produkte zu verzichten, wenn sie diese als „(post-)koloniale epistemische Gewalt“

identifiziert. Sie will auf Personen und deren (etwa künstlerische) Arbeiten, Episoden der Geschichte und kanonisierte Werke, auf (als universell geltende) Werte sowie auf politische Bündnisse (zum Teil durchwegs auch auf minoritäre Allianzen) verzichten – um sich dem System zu verweigern. Und Empörung hat diese Politik der Zeichen zu ihrer wichtigsten Strategie erkorren. Sie favorisiert das Gebirge der Kultur für ihre Gipfelstürme. Es ist auch kein Zufall, dass Universitäten, und hierin vornehmlich die kulturwissenschaftlichen Fakultäten, ihr Basislager bilden.

Derweil blühen Ausbeutung, Diskriminierung und Verfolgung von Minderheiten sowie (u. a. staatliche) Gewalt gegen ihre Angehörigen munter weiter. Während die Macht kulturelle Errungenschaften der widerständigen Zeichenpolitik Stück für Stück an sich gliedert (man möge sich nur die Fernsehwerbung anschauen), büßt Political Correctness wegen der identitären Exzesse ihre politische Bedeutung und wird zur Farce. Es gelingt uns deswegen auch nicht mehr, die rechte Kritik an der PC als Machtdiskurs aufzuzeigen und zu kritisieren.

Was zwischen dem materiellen und dem immateriellen Modus des Politischen leicht in Vergessenheit gerät, sind die *Machtverhältnisse*. Was die Politik der Zeichen nicht begreifen kann: Die Macht übernehmen zu wollen, ist keine Kritik daran. —

^[4] Vgl. Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2019.

^[5] Ich habe dieses Dreieck in verschiedenen Kontexten zu beschreiben versucht, etwa in meiner *Stimme*-Kolumne *Stimmilage* (Nr. 105, Nr. 110 und Nr. 111), dem Vortrag „Empörung, Verweigerung und Verzicht als neue Akte des Widerstands in der Gegenwart“, 2020 (online unter: <https://explore-skgt.at/wordpress/explore-fm/> (Stand: 4.3.2021)) sowie im Beitrag: Verzicht, Synchronie, Macht. In: Marc Hill und Caroline Schmitt (Hg.): Solidarität in Bewegung. Neue Felder für die Soziale Arbeit, im Erscheinen.

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung.